

Harnack, Axel v. F. D. Baffermann und die deutsche Revolution	106
Hartmann, Peter. Französische Kulturarbeit am Rhein	275
Haym, Rudolf. Die romantische Schule. 4. Aufl.	258
Hefele, Hermann. Das Gesetz der Form	114
Hirsch, Paul. Kommunalpolitische Probleme	414
Janenzky, Chr. Lavaters' Sturm und Drang	252
Kaufmann, Paul. Wiederaufbau und Sozialversicherung	110
Klaiber, Th. Die deutsche Selbstbiographie	255
Knudsen und Vieth. Die Schulbibliothek	142
Koloniallexikon, Deutsches. Herausgegeben von H. Schnee	106
Korff, H. A. Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts	249
Lehnert, Thekla. Was ich vom englischen Leben sah	141
Lessing, G. C. Sämtliche Schriften, hrsg. von R. Lachmann	254
Metternich, Fürstin Pauline. Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes	143
Morel, E. D. Der Schrecken am Rhein	275
Nationalismus, Der — im Leben der dritten Republik, hrsg. von Joachim Kühn	102
Neubert, Franz. Goethe und sein Kreis	255
Nehlke, W. Geschichte der deutschen Literatur	247
— Lessing und seine Zeit	247
Pierrefeu, Jean de. G. D. G.	279
Shakespeare, W. Richard der Dritte i. Theater S. 405.	
Soergel, A. Faust-Ausgabe	267
Spitzer, Leo. Studien zu Henri Barbusse	264
Scherrer, Max. Kampf und Krieg im deutschen Drama	150
Schiller, F. Wallensteins Tod i. Theater S. 118.	
Schorn, Adelheid v. Zwei Menschenalter	287
Schröder, Freiherr William v. Studien zu dem deutschen Myttikum des 17. Jahrhunderts	147
Steiner, Rudolf. Die Kernpunkte der sozialen Frage	143
Steinhausen, Georg. Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab	271
— Die Schuld der Heimat	271
Tagore, Rabindranath. Das Postamt i. Theater S. 407.	
Theater	118, 260, 405
Thoma. Lottchens Geburtstag i. Theater S. 123.	
Touaillon, Christine. Der deutsche Frauenroman	251
Traumann, E. Goethes Faust	256
Vitense, Otto. Geschichte von Mecklenburg	104
Wagner, A. M. W. H. von Gerstenberg	255
Wehrmann, Martin. Geschichte von Pommern. Bd. 1	104
Wrede, Adam. Rheinische Volkskunde	116

III. Politische Korrespondenz und Sonstiges.

Busse, Kurt. Stefan Georges „Der Krieg“	396
Delbrück, Hans. Verwahrung	132
— Schlußwort	134
Meißner, Heinrich Otto. Die Vossische Zeitung und Erneste Lavisse	403
Merdies, Wilh. Carl Hauptmanns Lebenswerk	392
Schoite, Walther. Das Genfer Schauspiel und Deutschland	135
— Brolegomena zur Außenpolitik 1921	281
— Ober-Schlesien!	417
Petsch, Robert. Zur deutschen Geistesgeschichte im Zeitalter des Idealismus	245
Szczepanski, Max von. Zur wissenschaftlichen Kritik des Weltkrieges	132
Thimme, Friedrich. Replik	133

Das österreichische Staats- und Reichsproblem

von Hermann Bahr

Es ist mir eine große Freude, daß Hermann Bahr das Werk Josef Redlichs anzeigt. Der große Künstler wie der ausgezeichnete Gelehrte, sie sind beide gute „Österreicher“ gewesen, auf die wir — sehr zum Schaden des deutschen Volkes — viel zu wenig gehört haben. Nachdem wir einmal auf die mitteleuropäische Karte den Krieg gewagt hatten, hätte es unsere vornehmste außenpolitische Sorge sein müssen, daß das Problem „Österreich“ gelöst wurde. Andererseits freilich haben nur wenige Österreicher als Österreicher ein freies Verhältnis zur deutschen Macht als solcher finden können. Es waren zwei Größen, die sich schlecht verstanden. Im gegenwärtigen Augenblick ist Österreich tot, an seine Wiederauferstehung glaube ich nicht, wohl aber an die Wiedertunft übernationaler Aufgaben für das deutsche Volk als Ganzes. Der Herausgeber.

I.

Unsere Patrioten hatten immer eine seltsame Scheu, das Vaterland bei seinem Namen zu nennen, sie sprachen nie von Österreich, sie sagten dafür: die Monarchie; wunderbarly emphatisch klang. Der Umsturz hat ihnen recht gegeben. Denn in dem Augenblick, wo der Monarch weg war, war auch Österreich weg; das Auto, das den Kaiser Karl über die Grenze brachte, hat auch Österreich entführt. Ungarn blieb zurück, Böhmen blieb zurück, die Erblande blieben zurück, aber von Österreich blieb nichts zurück. Man sagt, daß Österreich „zerfiel“. Nein: es war gar nichts mehr da, das erst noch „zerfallen“ hätte können. Mit dem Monarchen war auch Österreich verschwunden. So spurlos verschwunden, daß man sich fragen muß, ob es denn und was von ihm denn überhaupt noch vorhanden gewesen. Denn daß von einem Staat, wenn ihn sein Oberhaupt verläßt, überhaupt nichts mehr übrig bleibt, ist doch nicht recht verständlich. War denn aber Österreich noch ein Staat?

Als Franz Joseph, achtzehnjährig, im Dezember 1848 den Thron bestieg, begann er mit einer Proklamation, in der es hieß: „Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu teilen, rechnen Wir darauf, daß es mit Gottes Beistand und im Einverständnis mit den Völkern gelingen werde, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen.“ Für den jungen Kaiser gab es offenbar also damals zwar eine glänzende Krone, es gab eine Monarchie, es gab darin Länder und Stämme, es gab Völker und unter jener Krone diese Länder und Stämme nun im Einverständnis mit den Völkern zu einem Staat zu vereinigen, hoffte der Jüngling mit Gottes Beistand: einen Staat gab es offenbar also auch damals noch nicht. Der Staat, jetzt für Kaiser Karl ein Präteritum, war für Franz Josef damals ein Futurum. Ist er jemals ein Präsens gewesen?

1848 klagten alle Völker über die nicht mehr erträgliche Staatsgewalt: ein Staat also, den es noch gar nicht gab, übte Gewalt; unerträgliche sogar. Heute noch hört man zuweilen sagen, Oesterreich wäre vielleicht selbst 1916 noch zu retten gewesen, wenn es sich entschlossen hätte, den unterdrückten Völkern einen Anteil an der Staatsgewalt zu geben: ein Staat also, den es nicht mehr gab, war immerhin noch stark genug, seine Völker unterdrücken zu können. Was ist das für ein merkwürdiger Staat, den es stets entweder noch nicht oder nicht mehr gibt und den das aber nicht hindert, seine Gewalt zu mißbrauchen? Und wenn es schon 1848 in Oesterreich keinen Staat gab, seit wann gab es ihn nicht mehr? Oder gab es ihn vielleicht überhaupt nie? Wäre dieses einst so mächtige Reich, der Schutz Europas vor Türkennot und Franzosennot, der Schirm, unter dem des bairischen Stammes höchste Geistesart, das Barock, die schönsten Blüten trug, etwa niemals ein Staat gewesen, ja, wäre dies eben: kein Staat zu sein, gerade sein Reiz, dies eben seine geheime Kraft gewesen? Und wäre dies etwa auch der Grund, weshalb der Fremde, der nach Oesterreich kam, so viel er hier zu bewundern, ja zu lieben fand, es sich doch niemals recht erklären und niemals das Gefühl loswerden konnte, daß irgend etwas Entscheidendes Anentbehrliches, wodurch alle jene Kräfte, jene Tugenden erst tätig und wirksam würden, diesem geheimnisvollen Oesterreich schließlich doch fehlte? Auf alle diese Fragen, die sich unwillkürlich jeder Oesterreicher einmal gestellt hat, die aber niemals mit Ernst, Geduld und Entfagung bestanden zu haben den Deutschen Oesterreichs, die sich doch rühmten, das österreichische Staatsvolk zu sein, zum tragischen Verhängnis geworden ist, antwortet zum ersten Mal Josef Redlichs großes Werk „Das Oesterreichische Staats- und Reichsproblem“ (Leipzig 1920, Der Neue Geist Verlag, Dr. Peter Reinhold), dessen erster Band eben erschienen ist. Sein Titel sagt zu wenig. Es ist im Grunde der erste Versuch einer inneren Geschichte Oesterreichs.

Oesterreich hat mit seinen Biographen kein Glück gehabt. Seine Geschichte wurde meistens von abgefallenen Oesterreichern geschrieben, als Racheakt. So schon von Hornmayer, ärger noch von Anton Springer, einem kenntnisreichen, aber „kleindeutsch“ erbitterten, parteiischen Mann, der das Ressentiment des Prager Deutschen sein Lebtag nicht überwand; er hat Oesterreich immer nur von der „Kleinseite“ gesehen, mit einem bösen Blick für alles, was davon irgend aus der liberalen Satzungskonstruktion fiel. Sein Buch, von 1863 bis 1865 erschienen und bald ein Hausbuch des deutschen Bürgertums, besonders in den Provinzstädten, ist schuld, daß meine Generation in voller Unkenntnis, ja, in Verachtung Oesterreichs aufwuchs; „das schmächtigste Pamphlet gegen Oesterreich“ hat es Richard Kralik mit Recht genannt. Aber Kralik selber, Dichter und Denker, der

herrlichste Visionär Oesterreichs, immer zu den Sternen Habsburgs aufblickend, dieser edle, durch das Innige, Herzliche, Freudige seines reinen Wesens uns allen so teure Mann, ist wieder in der hellen Freude seiner Entdeckung Oesterreichs, des großen alten kaiserlichen, des prangenden, ewig festlichen, strahlenden, nie den stillen Leidenszug in Oesterreichs geheimnisvollem Antlitz, nie, wie trüb, selbst an Ehrentagen, an Freudentagen der Glanz in Oesterreichs heißen Augen brennt, nie das tief Dämonische des Hauses Habsburgs gewahr worden: das streng verwahrte Geheimnis Habsburgs, welch fürchtbar vermessenes Spiel im Grunde doch dieses Oesterreich, weit aus vermessenere, schon in seinen Dimensionen, als etwa des Perikles Spiel mit Athen, und daß es eben durch diese Vermessenheit seines jede Herausforderung der Wirklichkeit wagenden Geistes allein erst den ungeheuren Einsatz wert war, hat Kraliks dankbar ehrfürchtiger Sinn in frommer Scheu nie berührt. Auch Heinrich Friedjung war arglos, doch der wieder in einer anderen Art: er ahnte nicht, daß Oesterreich jemals auch noch einen anderen Beruf gehabt haben könnte, als der providentiellen Größe Hohenzollerns zu dienen; auch schrieb er immer mit einem Augenaufschlag zum preussischen Generalstab.

Vor diesen allen hat nun Redlich voraus, daß ihm eine Lust an fragwürdigen Dingen angeboren ist, ein Sinn für alles Problematische, mit dem er zunächst das Problem des modernen Staates überhaupt aufgreift, um bald gewahr zu werden, daß es gerade für das Problematische dieses Problems kein besseres Beispiel als Oesterreich gibt, weshalb er nun, um es sozusagen am eigenen Leibe zu erleben, sich in die Politik stürzt und aus allem, was er da von dem Problem über zehn Jahre lang als Abgeordneter des Deutschen Nationalverbandes und dann noch als der letzte Finanzminister des zerstäubenden Reiches erlitten, am Ende Oesterreichs jetzt in diesem Buch den Schluß auf Oesterreichs Wesen zieht. Der „Gebildete“ erscheint in Oesterreich geschichtlich zunächst entweder als Geistlicher oder als Jurist, allenfalls auch noch zwischen diesen beiden in irgend einer Kunst dilettierend; jeder österreichische „Gebildete“ geht innerlich heute noch auf eine dieser Grundformen zurück, auf den Benediktiner, über den sich allmählich eine Schicht von Humanismus gelegt hat, auf den Juristen, der seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die sogenannte „zweite“ Gesellschaft trägt, oder auf die Mischung von beiden: den Literaten. Redlich ist ein geborener Jurist, aber aus der großen Industrie geboren, daher hat er wohl den Zug, der ihn von Anfang an vom typischen österreichischen Juristen unterscheidet: während dieser etwas Absolutistisches hat und sich, wenn nur die Begriffe stimmen, darin durch keine Wirklichkeit stören läßt, kann Redlich schon in jungen Jahren ein wachsendes Gefühl für Relativität nicht beschwichtigen, er merkt die geschichtliche

Bedingtheit auch der Rechtsbegriffe, der Rechtsformen, und Recht, besonders Staatsrecht, das es ihm angetan hat, geschichtlich entstehen zu belauschen, wird seine Leidenschaft, die kann dem jungen Studenten freilich weder Adolf Erner in Wien noch Windscheid in Leipzig stillen, und so hofft er, was ihm die Rechtsgelehrten versagen, bei den Geschichtsforschern zu finden: er stürzt in Maurenbrechers Seminar, bald aber von Leipzig fort nach Tübingen zu Dietrich Schäfer. Daß sein angeborener Instinkt für Geschichte so noch mit historischer Methode versehen ward, war der einzige Gewinn davon. Aber auf seine Fragen hatte die deutsche Wissenschaft damals noch keine Antwort, weder die der Geschichte noch gar die des Rechts, die sich begnügte, langsam die hergebrachten Vorstellungen des einst alles politische Denken des deutschen Bürgertums beherrschenden Rotted-Weikerschen Staatslexikons ins Neupreußische sacht umzubiegen, den überlieferten Liberalismus allmählich bismardisierend. Der einzige Gierke wäre für ihn der rechte Lehrer gewesen und er wäre vielleicht Gierkes bester Schüler geworden, aber daß so durchaus wie für einander bestimmte Menschen im Leben meistens an einander vorübergehen, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, über die zu hadern uns nicht zusteht. Was Redlich die ganze Zeit über in Deutschland vergeblich suchte, fand er erst, als ihn sein Genius nach England zog, wo man ja heute noch jeden Tag die Brunnen des öffentlichen Rechts lebendig fließen sehen kann. Hier, wohin er schon 1891 als blutjunger Doktor zum ersten Mal und dann jedes Jahr wieder im Sommer kam, um sein Werk über „Englische Lokalverwaltung“ (Leipzig, Duncker und Humblot 1901), später das über „Recht und Technik des Englischen Parlamentarismus“ (Leipzig, Duncker und Humblot 1905) vorzubereiten, hier ging ihm, was er ahnend immer schon dunkel vorgefühlt, durch Anschauung zur Erkenntnis, hier ging ihm der große Gegensatz zwischen dem theresianisch-josephinischen „Obrikeitsstaat“ und dem schon in den ständischen Verhältnissen der barocken Zeit keimenden, nur dann seit Maria Theresia, gar aber nach der Ueberwindung der 48er Revolution immer wieder durch die Macht der Bürokratie verhinderten „Volksstaat“ auf, ein Gegensatz, der, einmal begriffen, nicht bloß auf die Wissenschaft, sondern auch auf unser ganzes politisches Denken entscheidend eingewirkt, uns erst die ganze Bedeutung der österreichischen Gemeindefreiheit recht würdigen gelehrt, aber dann, zuerst von Hugo Preuß in vollem Wert erkannt und tätig übernommen, auch die deutsche Politik mitbestimmt hat. Wenn es sein guter Genius war, der ihn nach England zog, wo zunächst der Kreis der Oxford-er Jungliberalen um Lawrence E. B. Hammond und Hilaire Belloc den eifrigen Schüler Albert Venn Diceys und Francis Widdow Edgeworths aufnahm, später die Freundschaft Sidney Webbs und seiner Frau Beatrice

ihn mit der Gruppe der sozialistenden Intellektuellen: der „Fabier“, verband, so riß nun sein Dämon ihn in die Politik: 1907 trat er in den Reichsrat, den ersten des allgemeinen Wahlrechts. Die Deutschen, schon damals in ihren radikalen Nichts-alsnationalismus verrannt, trauten ihm von Anfang an nicht, die Tschechen horchten verwundert auf; daß da wieder einmal einer österreichisch sprach, hat eigentlich niemand recht begreifen können: er war im Reichsrat so mutterseelenallein wie Lammasch im Herrenhause. Die beiden rief dann Kaiser Karl, als Oesterreich schon überall angebrannt war, um Hilfe. Zu spät. Es brannte ab. Da setzte sich Redlich still hin und schrieb auf, was mit Oesterreich eigentlich niedergebrannt ist: der einzige große Versuch auf dem Kontinent, einen übernationalen Staat zu schaffen. Es sieht im Augenblick nicht aus, als ob der Versuch so bald noch einmal wiederholt werden sollte. Kommt aber unverhofft einst eine Zeit, die sich nicht warnen läßt und es dennoch wieder wagen will, so wird sie sich erinnern, daß Oesterreich schon eine Vorform des übernationalen Staates war und warum dieser erste Glockenguß zersprang. Indessen mag Redlich, sobald er uns Oesterreich auserzählt haben wird, sich von seinen österreichischen Träumen in Amerika drüben erholen, wohin er, noch von Eliot eingeladen, an der Harvard-Universität österreichisch-ungarisches Staatsrecht zu lehren, schon 1910 ging, 1913 als Gast der Carnegie foundation for Advancement of Teaching wiederkam und nächstes Jahr zurückkehren soll, um am Lovell-Institut in Boston über Oesterreich, unser verstorbenes unsterbliches Oesterreich vorzutragen.

Ein übernationaler Staat also wäre Oesterreich gewesen? Nein, das war es nie. Bis 1740 war es übernational, aber da war es noch durchaus kein Staat, nicht einmal ein Ansatz zu derlei, was man allenfalls einen Staat nennen mag. Bis 1740 war es der Großgrundbesitz Habsburgs, aus Ungarn und allerhand anderen ständischen Verwaltungen bestehend, die nichts gemein hatten als den Herrn und, seit der pragmatischen Sanktion, die Pflicht, demselben Herrn untrennbar und unteilbar zu bleiben. Erst Maria Theresia versucht, aus diesem Agglomerat von Grundstücken einen Staat zu schaffen. Das gelingt ihr nicht. Sie schafft keinen Staat, sondern zunächst nur einen Staatsapparat: die Bürokratie. Diesen Staatsapparat verstärkt Kaiser Josef dann noch so sehr, daß es ihm die Tschechen bis zum heutigen Tage nicht vergessen können und seine Denkmäler hüßen lassen. Unter dem guten Kaiser Franz wird der Staatsapparat wieder erträglicher, für österreichisches Empfinden wenigstens, weil er zur Person wird: die ganze Bürokratie zieht sich da gleichsam in die Person des Kaisers zusammen. Nach seinem Tode wird durch das Gleichgewicht zwischen Metternich und Kolowrat der Apparat, nachdem er sich noch eine Zeitlang automatisch fortbewegt hat, in

dem alten Baron Rübek still gestellt und die Revolution findet eigentlich weder einen Staat noch einen Staatsapparat, sondern nur noch verdrossene Ständekraft und den Rest eines Kaisers vor; bloß auch noch die Armee abzustellen war versäumt worden, von Oesterreich war damals nichts mehr als Radeky noch übrig und die Völker, die Länder.

Wo das Bürgertum bei seiner Erhebung einen Staat vorfindet, hat es eine Revolution leicht: der Staat wird einfach vom neuen Herrn übernommen und funktioniert unter ihm morgen ganz ebenso wie gestern noch unter dem alten. Die Wiener Revolution von 48 war eigentlich in dem Augenblick erledigt, als sie bemerkte, daß kein Staat da war: es gab nichts, was hätte können übernommen werden. Sie bemerkte, daß in dem Augenblick, wo man dem Kaiser den Gehorsam kündigte, Oesterreich verschwunden war. Es gab nur noch eine Revolution und den Radeky. Grillparzer sprach es aus: „In Deinem Lager ist Oesterreich!“ Gerade die Revolutionäre waren es darum, die damals erkannten oder doch instinktiv empfanden, daß, um der Revolution, die sich ihr durchaus verweßlichtes politisches Denken ja nur als gewaltsamen Handstreich von unten vorstellen konnte, Sinn und Macht zu geben, erst etwas geschaffen werden mußte, was dann revolutioniert werden konnte, daß die Voraussetzung der Revolution war, einen Staat zu schaffen. Der Staat erscheint bei uns geschichtlich immer wieder als eine Forderung der Revolution: erst der thesesianisch-josephinischen Revolution gegen die Landesherrschaft der Stände, dann der Wiener Revolution und unmittelbar darauf der unter Bach von der deutschen Bureaucratie versuchten Revolution gegen Oesterreichs geschichtliche Form, gegen die Gleichberechtigung seiner Völker und für die Vorherrschaft der sogenannten „Gebildeten“, in Wahrheit der sich bureaukratischer Aufsicht anvertrauenden Oberschicht des deutschen Bürgertums. Wer von irgend einer Seite her, sei's aus Ressentiment gegen die Stände, sei's als geborener Revolutionär, sei's als geborener Bureaucrat, sei's als geborener Bourgeois, sei's aus deutscher Begeisterung, seinem Volke die Macht über alle anderen zu sichern, in dem alten staatsfreien Oesterreich einen „Staat“ aufrichten will, läuft nun dem „Liberalismus“ zu, der in Oesterreich, wie vieler Mundarten er sich auch bediente, vom Anfang bis ans Ende bloß aus einem einzigen Gedanken bestand: eben aus dem Staatsgedanken. Daß dieser Staatsgedanke von vornherein in Oesterreich ungeschichtlich, daß er revolutionärer Herkunft, daß sein Organ früher als er selber da war, daß hier der Staat erst von den Staatsdienern geschaffen worden ist, und zwar sogleich als ein Machtmittel eines einzelnen österreichischen Volkes, als ein Machtmittel der deutschen Oesterreicher, die nun aber noch dazu damals nicht bloß daheim, sondern auch im deutschen Bund herrschen wollten,

dies macht den ganzen Gang der österreichischen Entwicklung seit 48 Fremden durchaus unverständlich.

Während man in Kremsier über die Verfassung Oesterreichs beriet, stand im Tiroler Landtag ein braver Mann auf, der von jenem Reichstag nichts wissen wollte, dem das alles ein törichtes „Experiment“ und für Oesterreich „die uralte Verbindung des Volkes durch die geheiligte Person des Monarchen“ genug schien. Er sprach damit schlicht das Wesen Oesterreichs vor Maria Theresia aus, in dem für einen Staat sozusagen kein Platz war. Was hätte der auch sollen? Jener Grundbesitz Habsburgs, der noch nicht einmal auf einen gemeinsamen Namen gebracht war, der einfach „die Länder“ hieß, wurde von den „getreuen Ständen“ bestellt, die als zuverlässige „Hausmeier“ auf den Höfen des habsburgischen Familienguts saßen. Es lag diesem gewaltigen, die Welt in seinem stolzen Sinn hegenden Hause fern, sich selbst um das Gut zu kümmern; derlei kleine Sorgen übersog der Ehrgeiz seines unersättlichen, am liebsten Unmögliches begehrenden Machtwillens, dem, in den großen Zeiten des Hauses, kaum der Weltraum selber eben noch knapp auszureichen schien: es erniedrigte sich niemals bis zum Wunsche, zu regieren, es wollte herrschen. Daß aber die Stände wirklich „getreu“, daß aus den einst so hochmütigen „Rittern und Landmännern“ wirklich zuverlässige „Hausmeier“ geworden waren, dafür hatte das Haus längst gesorgt, zuweilen durch Schwert und Hochgericht (auch was in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge geschah, war ja weder als Germanisierung noch Katholisierung gemeint, es war einfach Erziehung des Adels aus ständischem Trotz zum Vasallengehorsam, eben Zucht verlässlicher Hausmeier) oder gelegentlich später auch noch durch Mischung mit gelenkten irischen, welschen, spanischen dienstwilligen, ehr- und geldgierigen Abenteurern. Das Gut war in Ordnung gehalten, die Lieferung des Bedarfs gesichert, und was die Stände, wenn sie nur lieferten, sonst daheim trieben, fragte Habsburg nicht: daheim waren die Stände die Herren, über Justiz und Polizei, wie Steuern und Landesdefension; die ständische Verwaltung hat selbst Ferdinand II. sogar in Böhmen geschont. „Durchsetzung des Geschlechts und Selbstbehauptung des Geschlechts“ hat Erich von Kahler „den einzigen Grundsin“ Habsburgs genannt (in seiner im Münchener Verlag des Neuen Merkur erschienenen Schrift „Das Geschlecht Habsburg“, dem einzigen mir bekannten Versuch, dem singularsten Fürstenhause des Abendlandes sein Geheimnis abzuloden). Diese Selbstbehauptung aber wird durch eine Phantasie, der jede Maßigung durch Rücksicht auf die Wirklichkeit, in der überhaupt der bloße Begriff von derlei wie Wirklichkeit zu fehlen scheint, unheimlich gesteigert zur grenzenlosen Selbsterweiterung bis, für's eigene Gefühl wenigstens, an die Sterne; die richtigen Habsburger konnten schließlich nur noch mit Astro-

logen Leben, kein anderer Raum war ihnen weit genug. Darum scheint in manchen von ihnen auch der Mensch schon so ganz verdünnt, weil in ihnen nur noch ein ganz geringer Teil ihres inneren Lebens Menschlichem zugekehrt blieb. Sie wären jedenfalls den Saturn zu belagern eher bereit gewesen, als für den Gedanken, einen österreichischen Staat anzufertigen zu lassen. Wenn der weit vom Stamme gefallene Kaiser Josef dies unternimmt, ist es das erste Zeichen, daß die bildende Kraft des Hauses zu sinken beginnt. Aber eben, weil diese bildende Kraft Habsburgs um 1848 schon so tief gesunken und der berauschende Glanz, der von seinem bloßen Namen ausging, erloschen war, hatte jener wackere Tiroler unrecht mit seinem Vertrauen, „die uralte Verbindung des Volkes durch Monarchen“ genüge noch. Daß sie nicht mehr genüge, daß zwar in allen Völkern das Gefühl dieser uralten Verbindung, das Gefühl gemeinsamer Schicksale seit 1526, das Gefühl einer inneren Nötigung, auch künftig beisammen zu bleiben, noch lebendig, aber als Ausdruck dieses Gefühls die Person des Monarchen nicht mehr ausreichend war, daß, da der Monarch nicht mehr die Kraft hatte, in Person die ganze Wölbung zu tragen, ein neuer Pfeiler eingesetzt werden mußte, das ist das Problem, das insgeheim irgendwie schon Maria Theresia und ihren Josef aufgeschreckt hatte, jetzt aber, 1848, ausgebrochen war. Man erkennt, daß die Person des Kaisers nicht mehr stark genug ist, um auch ferner zu leisten, was sie Jahrhunderte lang geleistet hat, und man fragt sich also, wodurch man sie denn ersetzen soll. Wäre damals Radeky nicht gewesen, so hätten sich „die Länder“ frei vom Kaiser erklärt und, bei der Lebendigkeit, mit der sie jene Nötigung, beisammen zu bleiben, damals, vor dem Erwachen des Nationalismus, noch empfanden, den Ersatz für den Kaiser irgendwie schon aus eigener Kraft beigebracht und wir hätten heute noch die „Vereinigten Staaten Oesterreichs“, die damals in den besten österreichischen Köpfen spukten. Aber Radeky war. So lange Radeky war, konnten die Länder sich der Person des Kaisers, wenn ihr gleich die Kraft fehlte, der Ausdruck jener noch allen österreichischen Völkern unentbehrlichen Gemeinschaft des Schicksals zu sein, nicht entledigen. Dadurch wurde das Problem umgebogen. Es galt nicht mehr, aus gemeinsamer Kraft der Völker jenen neuen Ausdruck ihrer Gemeinsamkeit zu schaffen, der fortan zu leisten hätte, was bisher die Person des Kaisers geleistet hatte, es galt nicht mehr, einfach einen Ersatz für den Kaiser zu schaffen, es galt nicht mehr, das Oesterreich Habsburgs in ein revolutionäres Oesterreich umzuformen, sondern da durch Radeky der Kaiser geboten, aber doch seiner geschichtlichen Funktion, die Völkergemeinschaft auszudrücken, unfähig war, galt es jetzt, zugleich den Kaiser zu behalten und dennoch aber auch jenen notwendig gewordenen Ersatz für ihn zu schaffen,

eine Form für ein noch habsburgisches, zugleich aber auch schon revolutionäres Oesterreich zu finden und das Reich, indem außen alles beim alten blieb, zugleich innen doch wirklich von Grund aus zu verjüngen. Auch das hätte noch gelingen können; Wilhelm dem Oranier ist Schwereres gelungen. Aber um zu gelingen, mußte dieser Versuch, den dekorativ beibehaltenen Monarchen und seinen Ersatz gegeneinander auszuwägen, aufrichtig gemeint sein, von beiden, vom Monarchen wie von der Revolution. Man hat den Eindruck, daß es in Kremser wirklich aufrichtig versucht worden ist, mit dem ehrlichsten Willen und einem kindlich reinen Glauben an Oesterreich. Aber dann wird der Kremser Reichstag auseinandergejagt, das Ministerium Bach übernimmt es, ein neues Oesterreich zu verfassen, nicht durch Verständigung zwischen den Gegensätzen, nicht durch Ausgleich, sondern durch Vertuschen: dieses „Ministerium lauter Premiers“, wie man es genannt hat, sucht an den Problemen Oesterreichs vorbei, zwischen den Problemen Oesterreichs durch zu kommen, indem es den Weg einer radikalen Unaufrichtigkeit geht. Es kann ihn ruhig gehen, solange hinter dieser radikalen Unaufrichtigkeit noch immer eine sichere Wirklichkeit steht: Radeky. Er stirbt 1858. Es folgt daraus 1859, mit den Niederlagen von Magenta und Solferino; das Ministerium der Premiers fällt. Aber es ist doch eigentlich nur der Mantel, der damit fällt: der Geist des Ministeriums Bach, sich um das Wesen Oesterreichs herumzubrüden, indem man sich jeden Tag vor einem anderen seiner Probleme hochachtungsvoll verbeugt und im übrigen durchaus auf den ruhigen Gang der Staatsmaschine verläßt, dieser Geist, der nie verriet, wie viel von ihm jener Premiers und wie viel davon Franz Josefs persönlichstes Eigentum war, ist in Oesterreich bis ans Ende lebendig geblieben, ja darüber hinaus; auch unser Rumpfoesterreich lebt ja nur von ihm allein, wofern man dies noch leben nennen kann. Er besteht darin, die Probleme für Advokatenkniffe, Demagogenscherze, die man zur Volksbelustigung, zur Volksbeschwichtigung ja selber mitmachen kann, mitmachen soll, für durchaus unwirklich zu halten, als einzige Wirklichkeit aber den maschinellen Staatsbetrieb anzusehen und also mit der Erhaltung richtiger Maschinisten, mit der Herrschaft der Bureaokratie dafür gesorgt zu haben, daß man sich schon immer wieder von einem Tag zum nächsten halbwegs heil hinüberbringt. Dem Hause Habsburg ist eine grandiose Verachtung der Wirklichkeit eigen: in seiner großen Zeit erlag es gern dem Reiz, nur in der Idee zu leben; zuletzt hat es nun zur Abwechslung einmal versucht, ganz ideenlos nur noch maschinell zu leben.

Kremser und Bach, in diesen Namen stehen die beiden Grundmächte Oesterreichs einander gegenüber. Dort ist das orthoresianische, das unlogische, das geschichtlich von unten

aufgewachsene, das verborgene, das bisher stumme, das nun zum ersten Mal seinen Ausdruck sucht; hier ist es ein Oesterreich des Verstandes, das niemals war, das es nur „in den Akten“ gibt, ein auf die Bedürfnisse der Bureaucratie reduziertes, ein Oesterreich, das sich bequem regieren läßt, das Oesterreich, das der Hofrat brauchen kann. In Kremfier hat der alte Palach gesagt: „Wir müssen Oesterreich so konstruieren, daß die Völker gern in Oesterreich existieren; das sei uns die leitende Idee!“ Dieser fast kindisch einfältig klingende Satz enthält das ganze Problem jener Zeit, ja des neuen Oesterreich überhaupt. Das alte war durch die persönliche Kraft Habsburgs zusammengehalten. Diese Kraft hatte sich erschöpft. Was hielt also nun die Länder noch zusammen? Erinnerung allein konnte nicht länger genügen; schon ein Jahrhundert lang hatte Oesterreich nur noch von Erinnerung gelebt, von Erinnerung an das, was es einst gewesen; die ganze Kunst Metternichs bestand darin, Erinnerung immer wieder zu beleben, am stärksten durch den Wiener Kongreß. Erinnerung nun in den Völkern noch mit einem Gefühl ihres Behagens an dieser geschichtlichen Gemeinschaft zu verbinden, mit einem Glücksgefühl, mit dem Gefühl, „gern“ in dieser Gemeinschaft zu sein, was nun freilich nur möglich war, wenn jedes Volk in ihr zu seinem Recht kam und fortan sich in seiner Eigentümlichkeit ausleben, sich selber bestimmen durfte, das war es, wodurch allein jetzt von unten hinaus ersetzt hätte werden können, was in seinen großen Zeiten Habsburg selber aus eigener Kraft von oben herab vermocht hatte. Den Zwang von oben hat Kremfier durch Zustimmung von unten ersetzt; Bach vertraute doch lieber auf den Radetzky. In der Not sich immer wieder, wenn auch unwillig, auf Kremfier zu besinnen oder doch zu tun, als bestänne man sich darauf, im übrigen aber durchaus an Bach, an der Herrschaft der Bureaucratie, wenn auch mit allerhand liberalen Verkleisterungen, zuletzt gar noch durch das allgemeine Wahlrecht, festzuhalten, doch dabei zu vergessen, daß es ja längst den Hintergrund Bachs nicht mehr, daß es keinen Radetzky mehr gab, darin bestand die Regierung Franz Josefs. Als Kaiser Karl dann Ernst damit machen wollte, Oesterreich endlich einmal so zu konstruieren, daß die Völker gern in Oesterreich existieren, war's zu spät.

Als am 7. März 1849 die Deputierten des ersten österreichischen Reichstages das Kremfierer Schloß, den alten Sommersitz der Olmüzer Erzbischöfe, versperrt, mit Wachen besetzt fanden, rings alles von Waffen starren, an den Straßenenden aber das kaiserliche Manifest, das, sie heimlichsend, eine Verfassung „oktroierte“, sahen, da schlug die Schicksalsstunde Habsburgs. Mit dem Reichstag zu Kremfier war eigentlich schon Oesterreich selber aufgelöst. Es ging seitdem nur noch als Gespenst um. Ein zähes Gespenst: gleich in Stadions

Gemeindegeseß spukt es wieder und wieder im Oktoberdiplom, selbst im Februarpatent noch; ja, bis zu Taaffes Sturz steht es immer an der Türe, leise klopfend. Aber dem großen Oesterreich wird nie mehr „Herein!“ gesagt. Warum eigentlich nicht? Die Wissenden gaben unter vier Augen alle zu, daß in Kremfier der einzige Versuch eines möglichen Oesterreich gemacht worden ist. Warum blieb es der einzige? Das hängt mit einem österreichischen Prinzip zusammen, mit der „Vorstellung“ nämlich, daß wie Redlich sagt, „nicht die Regierung, nicht die Minister, nicht der „leitende“ Staatsmann sich persönlich mit eigenen Kräften und Schmerzen um die Lösung der politischen Probleme des Staates zu bemühen hätten, sondern daß dies durchaus die Aufgabe der in Oesterreich miteinander streitenden Völker und Parteien sei. So wie Schmerling darauf wartete, daß die Ungarn das Reichsproblem lösen würden, und für diesen Fall bereit war, solche Lösung befriedigt anzunehmen, so warteten seit Jahren die österreichischen Ministerpräsidenten darauf, daß die Völker sich „ausgleichen“, auch ihrerseits gewillt, ein derartiges Geschenk des Himmels nicht unwillig anzunehmen. Bis dies aber geschehen würde, pflegten seit Jahrzehnten unsere Staatsmänner beharrlich die Zumutung naiver Kritiker, daß Ausgleich zu schaffen eigentlich deren eigenste Aufgabe, die Pflicht der Regierung wäre, selbst wieder mit würdiger Gelassenheit, aber energisch abzulehnen“. Man sieht: Oesterreich, das ja bekannlich seit der Dezemberverfassung von 1867 „konstitutionell“ regiert wurde, doch nur zum Schein, insgeheim aber „absolutistisch“, ist noch insgeheimer auch „absolutistisch“ nur zum Schein regiert worden, am insgeheimsten nämlich gar nicht.

Redlich ist der erste, der die Beratungen im Ausschusse des Kremfierer Reichstages in ihrer ganzen Bedeutung erkannt hat. Hier liegen in der Tat vom ersten Tage an die sämtlichen Motive, die fortan die österreichische Politik bewegen, hier liegen die beiden Pole der Entwicklung, hier liegt, an ihrem Widerspruch, als Föderalismus und Zentralismus, sogleich die Spannung bloß, die, wenn sie den Völkern unerträglich wurde, das Reich zerreißen mußte, die aber, so zwischen den Völkern abgewogen und ausgewogen, daß jedes ein ihm gerade noch erträgliches Maß erhielt, dann selber den Völkerstaat hätte tragen können.

Rührend ist der gute Wille dieser „Revolutionäre“, den nur zuweilen schon ein fernes Wetterleuchten nationaler Ungeduld leise stört; sie merken nur selber noch kaum, daß der junge Nationalismus (in dessen Erscheinung Redlich das eigentümliche Merkmal sieht, das 1848 wesentlich von 1789 unterscheidet) heimlich schon mitten unter ihnen steht. Als echte Oesterreicher zeigen sich auch alle Völker sogleich durch ihre Neigung, um die Wette radikal zu sein; es ist für uns

2 /
charakteristisch, daß es in Oesterreich niemals eine konservative Partei gab; es gab wahrscheinlich niemals auch nur einen konservativen Oesterreicher, der Sinn des Erhaltens, des Bewahrens fehlt. Primär ist sichtlich in den Abgeordneten aller Völker das lebendige Gefühl „für die politische Persönlichkeit des Erblandes als organischen Teils, nicht als mechanischer Provinz der Monarchie“: die Liebe zum „Landl“, wie wir Oberösterreicher sagen, ist im Oesterreicher, welcher Nation immer; das erste und das letzte, doch ist sie mehr als bloß Erdgefühl, Schollengefühl, mehr als bloß Liebe zum Wald und Berg, zu den Feldern und Fluren und Flüssen der Heimat, es klebt auch Blut daran; das Blut der Ahnen, das einst für's „Landl“ floß, auch Liebe der großen Erinnerungen ist darin, ein Hauch von Geschichte liegt darauf. In dieser Liebe zum „Landl“ wurzelt auch unser eiferächtiger Sinn für die Gemeinde, den Keim aller Freiheit (am stärksten freilich in den Alpenländern, wie denn in jedem richtig gehenden Oberösterreicher etwas von einem allerdings dabei höchst patriarchalischen Kommunalanarchisten steckt); es ist kein Zufall, daß das Beste, was wir politisch in Oesterreich haben, das Gemeindegesetz Stadions ist, das man in Deutschland kaum recht kennt und ohne das man weder österreichische Dinge noch österreichische Menschen je ganz verstehen kann (dabon handelt Redlichs kleine Schrift „Das Wesen der österreichischen Kommunalverfassung“, 1910). Wie sich aber nun auch in diesen angestammten österreichischen Sinn für die Gemeinde, für's „Landl“ schon in Kremstier zuweilen eine leise Regung des bald aus seinem Morgenschlummer erwachenden Nationalismus mischt, noch unbewußt, immerhin so stark, daß einmal sogar, und zwar nicht bloß bei dem Deutschen Dr. von Löhner, sondern auch bei dem sonst durchaus historisch denkenden Palacky, der Gedanke der „nationalen Autonomie“, der Gedanke nationaler Bindungen statt der geschichtlichen austaucht, vielleicht aus Furcht vor der allen Völkern gleich verhassten bürokratischen Zentralgewalt, wie die Deutschen, so sehr auch sie diese bürokratische Zentralgewalt fürchten und unter ihr zu leiden haben, dennoch zuweilen geheime Liebesblicke mit ihr tauschen, dadurch angelockt, daß die Zentralgewalt sich ihre Träger ja aus dem deutschen Bürgertum holt, wie sich unterirdisch schon leise die große Wendung ankündigt, mit der das Nationalgefühl, das zunächst noch ganz arglos nur Schutz für die Sprache, die Bräuche, die Denkmäler der Väter gesucht hat, plötzlich aggressiv wird und ungeduldig, bloß den angestammten Besitz zu hüten, nach Expansion, nach Eroberung verlangt, wie die Revolution unter der demokratischen Schminke von 1789 so von Tag zu Tag immer mehr ihr wahres Gesicht, das nationalistische, zeigt, wie der allen Völkern gleich unerträgliche Druck der in alle Köpfe guckenden bürokratischen „Viel-

regiererei“ doch alle noch einträchtig zusammenhält und damals allen, auch den Deutschen noch, die Sicherung vor der Bürokratie, die Sicherung eines möglichst großen „staatsfreien“ Raumes für den Bürger weitaus das Wichtigste scheint und wie zuletzt dann aber dennoch immer wieder dies alles von dem Instinkt, zusammen zu gehören, und ein Ganzes zu sein, aus dem kein Stück los kann, ohne sich selbst zu vernichten, überwältigt wird, dieses bunteste Gespinnst, worin kein Faden fehlt, an dem Oesterreich zuletzt noch hing, entwirrt Redlich mit einer Kunst, für die kein Wort der Bewunderung stark genug ist.

Warum dieses Kremstierer Verfassungswerk, das „bis zum Ende der habsburgischen Dynastie der einzige große Reformplan geblieben ist, der im Zeichen des freien Vertrages der Völker zustande kam“, warum dieser „erste Versuch, ein großes internationales Reich als Verkörperung des neuen Fundamentalsatzes von der nationalen Gleichberechtigung auf der Grundlage eines starken demokratisch-bürgerlichen Konstitutionalismus zu errichten und dabei doch auch die bis dahin das Reich repräsentierende Dynastie und mit ihr die europäische Großmachtstellung des Reiches zu erhalten“, warum dieses „einzige große politische Denkmal des gemeinsamen Willens zum Staate, welches im kaiserlichen Oesterreich die Völker durch ihre Vertreter geschaffen haben“, unwirksam und fruchtlos war, wodurch es vereitelt, wodurch denn Oesterreich im Grunde immer wieder verhindert, wodurch dieses Reich, eben da der Augenblick seiner Erfüllung gekommen, ein solches übernationales Reich im Gedränge der einander bedrohenden Nationalstaaten als Vorform, als erster Entwurf, als kleines Modell des künftigen, aus der Ueberwindung des Nationalismus emporsteigenden vereinigten Abendlandes unentbehrlich schien, zerstört worden, das ist das eigentliche Thema Redlichs, das dieser erste Band zunächst bis zum Februarpatent durchführt: unsere sämtlichen Probleme passieren da, neue Hoffnungen tauchen immer wieder auf, um, bald durchschaut, immer wieder mit derselben Enttäuschung abzuschließen, alles wird erneut und es bleibt immer beim alten, keiner von den bedeutenden Männern der an ungewöhnlichen Begabungen, die nur mit sich nichts anzufangen wußten, und Oesterreich mit ihnen nichts, so reichen Zeit fehlt, mancher, uns nur ein klingender Name bisher, erhält hier zum ersten Male Licht, Farbe, Gestalt, aber in die Mitte tritt, mit einer Unerbittlichkeit ohne Gleichen, doch ganz still und zart, ja liebreich gezeichnet, der arme Franz Josef.

Salzburg, 24. November 1920

(Schluß folgt)
